

Barbara Büchner

Kinder der Nachtblumen

Roman



„Niemand kann diese Dinge verstehen. Auch ich nicht, aber ich weiß ein bisschen. ‚Fluch‘. Das ist euer Wort. Aber unser Romaniwort ist besser. Hör zu: Purpurfargade ansiktet. Es bedeutet so etwas wie ‚Kind der Nachtblumen‘. Es ist genauso, als ob man ein Kind bekommt, das ein varsel – ein Wechselbalg – ist. Wir Zigeuner sagen, varsels werden immer unter Lilien oder Nachtschattengewächsen gefunden. Diese Art, es zu sagen, ist besser, denn ein Fluch ist ein Ding. Was du hast, ist aber kein Ding. Was du hast, lebt. Man bringt es auf die Welt wie ein Kind. Es wächst nur schneller und kräftiger als ein Kind.“

Richard Bachmann, „*Der Fluch*“

Gäste in Bates' Motel

„Du wirst es nicht glauben, Charmion“, sagte meine Freundin Helena (die in dieser Geschichte weiter keine Rolle spielt, und die ich daher nicht extra beschreiben muss), „aber letzte Woche habe ich Norman Bates kennen gelernt!“

Ich tat ihr den Gefallen und antwortete: „Was du nicht sagst!“, obwohl es mir manchmal auf die Nerven ging, wie eifrig alle meine Freundinnen und Bekannten bemüht waren, mir „gute Ideen“ für ein nächstes Buch zu verschaffen.

Ich kenne ein altes Haus, in dem soll es spuken!

Unterhalte dich einmal mit meiner Großtante, die kann dir genug Geistergeschichten erzählen, um ein ganzes Buch damit zu füllen!

Mir war da etwas passiert, das musst du unbedingt in dein nächstes Buch reinnehmen...

Aber da Helena ansonsten eine nette Frau war – anders wäre sie ja auch keine gute Freundin von mir – forschte ich wunschgemäß nach, was es mit „Norman Bates“ auf sich hatte.

„Es war ganz genau wie im Film“, erzählte sie aufgeregt. „Bogdan und ich – kennst du Bogdan schon? Nein? Na egal, jedenfalls hatten wir eine Panne mit seinem neuen Auto – ein riesiges Schlachtschiff von einem Wagen und türkisgrün lackiert auch noch, aber innen ein Wrack! Er kauft immer solche unmöglichen Rostlauben und bildet sich noch ein, er spart Geld dabei – und weil es obendrein in Strömen regnete und ein wirklich schlimmes Gewitter niederging, sodass ich dachte, beim nächsten Donnerschlag geht die Welt unter, sagte ich, ‚Bogdan, wir fahren bei dem Sauwetter nicht weiter, ich habe überhaupt keine Lust, hier in dieser elenden Gegend einen Unfall zu bauen‘ – wir waren nämlich ziemlich weit draußen im achten Sprengel, und du weißt, wie unangenehm es ist, dort festzusitzen; man kann von Glück reden, wenn man nicht überfallen und ausgeraubt wird. Jedenfalls sahen wir gleich darauf eine rote Neonschlange mit dem Schriftzug ‚Motel‘ und darunter eine kleinere, grüne, ‚Zimmer frei‘, und ich bestand darauf, dass wir uns ein Zimmer nehmen und warten sollten, bis das Gewitter abgeflaut war. Wir folgten also dem Pfeil, und ich sage dir, Charmion, es sah genauso aus wie Bates' Motel im Film! Da stand ein Haus oben auf einem Hügel, zu dem steinerne Stufen hinaufführten, und auf halber Höhe des Abhangs zwei Reihen Kabinen mit einer klapprigen Veranda davor. Wir klingelten an dem Haus, und du hättest den Typen sehen sollen, der uns aufmachte! Er roch scheußlich, als vermoderte er unter den Kleidern. Er sah richtig unheimlich aus.“

Sie machte eine Pause, die offensichtlich dazu dienen sollte, dass ich eine Zwischenfrage stellte, also fragte ich: „Was meinst du mit ‚unheimlich‘? Irre Augen?“ (Damit liegt man

immer richtig. Jeder Mensch, der irgendwie verdächtig scheint, hat irre Augen).

„Ja, das auch“, bestätigte Helena eifrig. „Das Erste, was mir auffiel, war, dass ich ihm nicht ansehen konnte, wie alt er war. Er hätte genauso gut zwanzig wie fünfzig sein können. Und er hatte wirklich sehr merkwürdige Augen. Er sah genau aus wie jemand, der etwas zu verbergen hat – jemand, der eine Menge Leichen im Keller hat. Ich dachte noch: Armer Hund, der mit einem solchen Herrn leben muss!“

„Hund?“, fragte ich, etwas verwirrt von ihrer sprunghaften Art.

„Ja. Er hatte einen Hund bei sich, den schönsten Golden Retriever, den ich jemals gesehen habe, groß wie ein Kalb und von der Stirn bis zur Schwanzspitze elfenbeinweiß. Wenigstens schien er ihn gut zu behandeln, denn der Hund sah gepflegt aus und er – also, du weißt, wie Hunde vor Glück glänzen können, nicht wahr? Dieser Hund glänzte. Aber lass mich weitererzählen!“ Helena beugte sich verschwörerisch vor. „Wir nahmen ein Zimmer, und weil das Gewitter überhaupt nicht mehr aufhören wollte, sagte ich, ‚Bogdan, jetzt haben wir schon bezahlt, jetzt können wir auch gleich hier übernachten‘ und das taten wir auch. Das Zimmer war billig eingerichtet, aber leidlich sauber, und das Badezimmer dahinter war auch in Ordnung. Trotzdem – als ich in die Dusche trat, war mir alles andere als behaglich. Ich fühlte mich plötzlich beobachtet.“

„Von dem Typ mit den irren Augen?“

„Natürlich, von wem denn sonst!“, antwortete Helena, die Sarkasmus nie als solchen erkannte. „Zum Glück war ja Bogdan da, sonst wäre ich wahrscheinlich bei Nacht und Nebel aus der Kabine geflüchtet. Das Gefühl, angestarrt zu werden, hatte ich nämlich nicht nur in der Dusche – ich sage dir, noch nie im Leben habe ich so kurz und schnell geduscht – sondern überall in dem Zimmer. Es war, als hätten die Tapeten Augen! Ich konnte mich auf überhaupt nichts konzentrieren, weder auf das Essen noch auf Bogdan – er war deswegen ziemlich sauer auf mich –, und schlafen konnte ich schon gar nicht. Deshalb hörte ich es ja auch.“

„Hörte was?“

„Das Kratzen an der Türe. Genauso, als kratzte dort ein Hund.“

„Na ja“, entgegnete ich dummerweise, „dann wird es wohl auch ein Hund gewesen sein. Wahrscheinlich lässt der Besitzer seinen Hund bei Nacht frei auf dem Gelände herumlaufen.“ Helena warf mir einen vernichtenden Blick zu. „Das war *kein* Hund. Das war etwas anderes – etwas Entsetzliches. Ich sage dir, ich hörte genau, wie es schnüffelte und kratzte und zu mir herein wollte. Einen Moment lang bildete ich mir sogar ein, es sei schon hereingekommen, denn da hörte ich das Schnüffeln und Schnaufen ganz nahe an meinem Bett – ich hätte nur die Hand auszustrecken brauchen, um zu fühlen, ob da etwas war, aber das habe ich nicht gewagt.“

Ich hatte viel zu viel Angst, irgendetwas Schreckliches im Dunkeln zu berühren.“

„Kann ich mir gut vorstellen. Und sonst? Passierte noch etwas in der Nacht?“

Helena gab zögernd zu, dass sie darüber nichts sagen konnte, weil sie schließlich doch eingeschlafen war. Aber dass es in dem Motel spukte, ja dass vermutlich die Gäste dort reihenweise in ihren Betten ermordet wurden, davon war sie nicht abzubringen. Also schrieb ich mir die Adresse auf und versprach, mir die verdächtige Herberge einmal genau anzusehen und eventuelle Erlebnisse in meinem nächsten Manuskript zu verarbeiten – obwohl ein nächtliches Kratzen und Schnüffeln, und sei es noch so unheimlich, als Material für einen Horror-Roman wohl kaum ausreichen würde. Meine Leser erwarteten sich handgreiflichere Schrecken.

Ich legte den Zettel mit dem Namen und der Adresse in die Schachtel, in der ich alle solchen Notizen aufbewahrte, und dort hätte er in Frieden vergilben können, hätte mich nicht eines Tages im Mai die gefürchtete Schriftstellerkrankheit befallen – die Schreibblockade.

Niemand, absolut niemand, der nicht selbst Bücher schreibt (und obendrein davon leben muss) kann sich vorstellen, wie grauenhaft widerlich der Schreibblock ist. Mein sonst so produktives Hirn fühlte sich an wie ein Stein, der nutzlos im Schädel herumkollerte. Der Tag, der von früh bis spät kreativer Arbeit gewidmet war, zerfiel in Stunden, an denen ich entweder verdrossen oder niedergeschlagen war, auf jeden Fall aber ungenießbar, sodass mir Freunde und Bekannte weit aus dem Wege gingen. Die Zukunft war mit einem grauen Tuch verhangen, die Gegenwart schleppte sich schneckengleich dahin. Wie immer, wenn ich schlecht gelaunt war, fing ich an zu essen, und wenn man einmal über fünfzig war, konnte man sich solche Extravaganzen nicht leisten. Nach spätestens vierzehn Tagen kniff der Hosenbund, und zu dem Ärger über die gehemmte Kreativität kam der Ärger über das aufgedunsene Spiegelbild. Nein, es war ein unerträglicher Zustand, schon deshalb, weil ich nie wusste, wie lange so ein Schub dauern würde, und in Panik geriet. Jedenfalls ging ich meinen Nächsten und Liebsten so sehr auf die Nerven, dass mein Lebensgefährte Alec mir nahelegte, doch den verschiedenen „heißen Tipps“ meiner Freundinnen nachzugehen.

Zweifellos mit dem Hintergedanken, mich für eine Weile aus dem Haus zu schaffen, machte er den Vorschlag: „Warum gehst du nicht auf die Suche nach neuen Inspirationen? Du hast einen Kasten voll Namen und Adressen. Vielleicht ist eine Geschichte darunter, die dich auf gute Ideen bringt.“

„Im Moment würde es mich nicht einmal inspirieren, wenn ein Dutzend Gespenster auf meinem Bett Tango tanzen. Alec, ich bin am Ende! Kaputt. Ausgebrannt. Ich werde nie

wieder schreiben können.“

Er blieb hart. „Das denkst du jetzt. Aber ich bin sicher, dir fehlt nur die richtige Inspiration. Wenn du erst ein gutes Thema hast, wirst du auch wieder schreiben können.“

Missvergnügt, wie ich war, sträubte ich mich noch eine Weile dagegen, aber insgeheim musste ich zugeben, dass er recht hatte. Vielleicht nützte es ja tatsächlich. Und wenn nicht, dann hatte ich wenigstens eine Antwort für alle die Freundinnen, die sich in regelmäßigen Abständen erkundigten, ob ich schon mit ihrer Großtante gesprochen oder das empfohlene Spukhaus besucht hatte. Also stimmte ich zu. „Ich glaube zwar nicht, dass es viel nutzen wird, aber du hast recht – hier rumsitzen und Trübsal blasen bringt auch nichts.“

In der Folge war ich viel unterwegs, und ich musste zugeben, dass ich mich etwas besser fühlte, obwohl die Tipps der Freundinnen sich weitgehend als Windeier erwiesen. Die Großtante wusste zwar wirklich eine Menge Gespenstergeschichten zu erzählen, aber die meisten hatte ich schon vorher in Anthologien gelesen – ich konnte mit Stolz sagen, dass es kaum eine gute Gespenstergeschichten der Weltliteratur gab, die ich nicht kannte! Eine andere Person, die angeblich in Kontakt mit der Geisterwelt stand, entpuppte sich als hysterische Ziege mit übersteigertem Geltungsdrang. Eine Dritte wollte ihre übersinnlichen Fähigkeiten nur sehen lassen, wenn ich dafür bezahlte, und so ging es weiter. Die Fahrten, denen ich aufgeregt witternd folgte, führten alle schon nach kurzer Zeit in Sackgassen. Ich war daher nicht gerade hoffnungsvoll gestimmt, als ich mich auf den Weg in den achten Sprengel machte.

Es war Mitte Mai, aber so drückend heiß wie im August. Über der Stadt lagerte ein trüber Schleier, der einem das Atmen schwer machte und bei jeder Bewegung den Schweiß aus den Poren trieb. Das war keine Seltenheit. In den letzten Jahrzehnten war das Wetter immer absonderlicher geworden, die Sommer schwül und abnorm feucht, die Winter so mild, dass kaum noch Schnee fiel. Die einen führten das auf das gefährlich wachsende Ozonloch und die Tonnen von Dreck in der Atmosphäre zurück, die anderen auf die globale Erwärmung. Wie auch immer: Es war so heiß, dass die Absätze meiner Schuhe Spuren im aufgeweichten Asphalt hinterließen. Ein Gewitter in der Nacht hatte die trockene Hitze in eine ebenso unerträgliche schwüle, tropische Hitze verwandelt, sodass sich jedes Kleidungsstück, egal wie leicht und luftig es war, binnen Kurzem in einen Dunstumschlag verwandelte. Auf den Straßen und von den Dächern stiegen überall Dampfschwaden auf, wo der Regen auf glühend heißes Metall und erhitzten Asphalt gefallen war. Das Sonnenlicht schillerte kränklich durch eine Himmel und Erde trennende Schicht schwebender Schmutzpartikel, die sich wie ein

schmieriges Glasdach über der Stadt ausbreitete. Ich hielt mich, wie alle anderen Passanten auch, möglichst im Schatten und war erleichtert, als ich die dunkle Kühle der U-Bahn-Station vor mir sah.

Es war kein guter Tag, um weit hinaus in die äußeren Sprengel zu fahren, aber ich war nun einmal mitten drin in meinen Nachforschungen, und außerdem wurde das Wetter davon nicht besser, dass ich zuhause hockte.

Ich hatte beschlossen, mich erst einmal – mit einer Reisetasche getarnt – als gewöhnlicher Gast in dem Motel einzumieten und erst später, nach einem Lokalausweis, mit meinem Anliegen herauszurücken. Ich hatte nämlich schon allzu oft die peinliche Erfahrung gemacht, dass die Leute sich verpflichtet fühlten, etwas Gruseliges zu produzieren, wenn ich mich als Horror-Schriftstellerin vorstellte – so ähnlich, wie manche Leute das Bedürfnis haben, ihre längst begrabene Frömmigkeit zu exhumieren, wenn sie mit einem Geistlichen sprechen. Meistens erzählten sie mir dann von irgendwelchen trivialen Vorfällen, bei denen sie ein haarsträubendes Gefühl des Grauens beschlichen hatte, und das wollte ich vermeiden.

Einer der Vorteile des Älterwerdens war es, dass einem verdeckte Ermittlungen leicht fallen. Niemand kümmerte sich darum, wenn eine Dame um die fünfzig – klein, pummelig, goldgerahmte Brille, das lange, braun gefärbte Haar in einem langweiligen Ponytail gebunden – irgendwo herumschnüffelte, wo sie eigentlich nichts zu suchen hatte. Man nimmt a priori an, dass solche Frauen sich in einer Grauzone bewegen, die mit dem normalen Leben nichts mehr gemein hat, dass folglich alles, was sie tun oder lassen, von nur geringer Bedeutung für die reale Welt – nämlich jene der 20- bis 40-Jährigen – ist. Da ich mich obendrein nicht zu schminken und sehr maskulin zu kleiden pflegte, war ich der Inbegriff der orwellschen Unperson. Ich hätte einem Verdächtigen tagelang auf Schritt und Tritt folgen können, ohne dass er Verdacht schöpfte. Das einzige Auffällige an mir waren meine ebenso zahlreichen wie leuchtend bunten Tätowierungen, aber die meisten davon befanden sich zwischen den Fußknöcheln und dem Kreuzbein, sodass im üblichen sozialen Verkehr nur diejenigen auf den Schultern und Oberarmen sichtbar wurden.

Übrigens betrifft diese Unsichtbarkeit auch ältere Männer, wenn auch nicht im selben Ausmaß. Nicht einmal unseren eigenen Mitbewohnern – drei ganz reizenden jungen Leuten – war es bislang gelungen, uns auf die Schliche zu kommen. Sie konnten sich einfach nicht vorstellen, dass Alec, Robert und ich nicht wie Mumien in den Ecken lehnten, während sie das Leben in vollen Zügen genossen. Am allerwenigsten konnten sie sich vorstellen, dass wir ein Sexualleben hatten. Wir förderten und unterstützten diesen Irrtum auf eine hinterhältige Weise, denn auf die Art blieben wir von ihrer Neugier verschont und mussten nicht erklären,

warum unsere Form der Erotik ein bisschen anders aussah als die anderer Menschen. Wir waren, um es mit Alecs Worten zu sagen, moralische Geisterfahrer, immer gegen die Einbahn unterwegs, aber da wir auf den Nebenstraßen des Lebens fuhren, wurden wir nur selten dabei geschnappt.

Aber zurück zu meinen Recherchen! Da ich – im Interesse meiner eigenen Sicherheit und der meiner Mitmenschen – nicht Auto fuhr, musste ich die Schnellbahn benutzen. Stundenlang, wie es mir schien, rattete eine trostlos braun gestrichene Garnitur mit zahlreichen, nur notdürftig überschminkten Rostlöchern von einer Station zur anderen. Stationen, die alle beklemmend gleich aussahen: graue Betonbunker, Neonleuchten, mit Graffiti verunzierte Mauern. In der Luft hing der widerliche kalte Rauch von Dutzenden auf dem Boden zertretenen Zigaretten. Je länger die Bahn fuhr, desto trostloser wurden die Stationen, denn die Stadt war in neun konzentrische Kreise aufgeteilt, von denen der erste die Innenstadt bildete, während die anderen acht wie die Kreise der Hölle in Dantes Inferno zunehmend unerfreulicher wurden. In der City schlug das Herz der Stadt, dort war alles Licht und Leben, Luxus und *Laissez-faire*. Aber schon auf der anderen Seite des Kanals wurden die Lichter um vieles spärlicher, und weiter draußen gab es lange Straßenzüge, in denen nur hie und da eine Laterne brannte.

Das hervorstechendste Merkmal der Stadt, so schien es mir oft, war der Verfall, der sich allenthalben ausbreitete. Alles, von der Wasserversorgung bis zu den Telefonleitungen, brach zusammen, sobald man es einmal wirklich brauchte. Niemand schien sich darum zu kümmern, dass Dinge instandgesetzt oder erneuert wurden. Und das betraf nicht nur das Sanitäre Gebiet, in dem es den Leuten sowieso gleichgültig war, in welchen Ruinen sie hausten, sondern auch die City. Dass sie immer noch prächtig war, verdankte sie allein der Tatsache, dass vergangene Generationen sie gestaltet hatten und Marmor und Granit recht dauerhafte Materialien waren.

Ab dem sechsten Sprengel sprach man allgemein vom „Sanitären Gebiet“, obwohl es viel passender UN-sanitäres Gebiet hätte heißen müssen. Der achte Sprengel war nicht gerade ein Slum, aber eine äußerst reizlose Gegend. Entlang endloser Straßen reihte sich ein graues, vielstöckiges Haus an das andere. Die meisten waren, als Erinnerung an bessere Zeiten, mit halb verwittertem Zierrat aus Sandstein geschmückt, der ihre äußere Erscheinung – wie Schminke auf einem runzligen Gesicht – eher verschlechterte als verbesserte. Alle waren sie abgewohnt und verblichen. Im Erdgeschoss drängten sich zwergenhafte Läden, viele davon mit fremdartigen Namen und Aufschriften. Dazwischen blinkten die trüben Lichter billiger Restaurants und zwielichtiger Cafés. In den Stockwerken darüber versteckten sich die Mieter

hinter Türen, die entweder gar keine Namensschilder oder gleich ein halbes Dutzend aufwiesen. Es war eine niedergedrückte, mürrische und verschlagene Sorte Menschen, die dort wohnte. Sie hatten nichts übrig für Besucher von außerhalb, schon gar nicht für Besucher, die aus der City oder den inneren Sprengeln kamen.

Noch viel schlimmer wurde es im neunten Sprengel, der Gegend, wo die riesigen Mülldeponien der Stadt begannen. Tag und Nacht hing dort ein schwelender Brodem in der Luft, gemischt aus den tausenden giftigen und gärenden Überresten, die die Metropole ausgeschieden hatte. Wer nicht am Ort geboren war, tat besser, sich dort nicht blicken zu lassen. Die Polizisten gingen zu dritt und viert Streife, mit scharfen Hunden an der Leine, und konnten doch ihres Lebens nicht sicher sein. Mir war der Neuner immer als eine Zwischenwelt erschienen, bevölkert von namenlosen, gesichtslosen Gestalten, die sich zum Teil wie Aaskäfer von dem brodelnden Müll ernährten, zum Teil dunklen und abwegigen Geschäften in Häusern nachgingen, in deren Treppenhäusern sich der Geruch von Urin mit dem von billigem Parfüm mischte. Es war kaum zu glauben, dass die prächtige, hochmoderne City mit ihren Glastürmen und dieses finstere Elendsviertel zur selben Stadt gehörten. Zwischen den äußeren und inneren Teilen der Metropole herrschten Feindschaft und Misstrauen, was auf die Arroganz der einen und den Neid der anderen zurückzuführen war.

Ich bekam es allmählich satt, durch ein Fenster, in dessen Staub primitive Obszönitäten geschrieben standen, auf die Tristesse draußen hinauszublicken. Um etwas Produktives zu tun, nahm ich mir Helenas Aufzeichnungen vor und studierte sie. Sie informierten mich, dass das Motel „Am Turloch“ hieß und einem Mann namens Jon Lorber gehörte, eben jenem sinistren Typ mit den irren Augen, der Helena einen solchen Schrecken eingejagt hatte. Allerdings gehörte ich nicht zu den Leuten, denen es leicht fällt, in der Schnellbahn zu lesen. Wenn ich nicht absolute Ruhe um mich hatte, konnte ich mich nicht konzentrieren, und meine Mitreisenden waren teilweise von einer Art, dass ich es geraten fand, auf meine Handtasche aufzupassen.

Mir gegenüber saß ein Mann, noch jung und nicht einmal unhübsch, aber völlig verkommen und versaut. Die blutverkrusteten Einstichlöcher an seinen Unterarmen verrieten die Ursache dieses Verfalls. Er trug bunte indische Kleider, wie die Hippies in meiner Jugend sie getragen hatten und wie sie später wieder modern geworden waren, aber diese Kleider waren so fadenscheinig und verdreht, dass sie kaum noch Farbe hatten. Über die zerrissene Hose hatte er einen Sarong gewickelt, dessen ursprüngliches Muster zu einem faden Graubraun verblichen war. Seine Brille hatte nur noch einen Bügel und hing grotesk schief auf der Nase. Wie er da saß, mit seinem fahlen Gesicht, dem schmutzverklebten Haar und den zerstochnen

Armen, war er eine traurige Erinnerung an die Flower-Power-Bewegung – viele der „Blumenkinder“ hatten ein so erbärmliches Ende genommen.

Er hatte ein grünes Tuch wie ein Babytragetuch um die Schulter geschlungen, in dem etwas Schweres lag. Erst dachte ich, er trage seine Habseligkeiten in dieser improvisierten Tasche herum, aber dann hörte ich urplötzlich einen vertrauten Laut, ein dünnes Maunzen, und aus dem Tuch lugte das Köpfchen einer dreifarbigem Katze hervor.

Ich sah hin, und der Mann schenkte mir ein entschuldigendes Lächeln und bemühte sich, die Katze in das Tuch zurückzuschieben. Wahrscheinlich war er schon öfter angepöbelt worden, weil er das Tier bei sich hatte – was nach den Beförderungsbedingungen verboten war. Ich bedeutete ihm augenzwinkernd, meinetwegen müsste er sie nicht verstecken, und das ermutigte ihn, mich anzusprechen. „Haben Sie vielleicht ein bisschen Geld übrig? Sie hat heute noch nichts gefressen.“ Als ich nicht gleich reagierte, fügte er hinzu: „Ich verwende es wirklich für die Katze – ehrlich.“

Das schien auch zu stimmen, denn die Katze sah beträchtlich besser aus als ihr Besitzer. Sie hatte ein glattes Fell, blanke Augen und einen unternehmungslustig gesträubten Schnurrbart. Ich kam aber gar nicht dazu, irgendetwas zu sagen, denn ein fatter Mann im nassgeschwitzten T-Shirt, der auf dem Doppelsitz neben mir saß, mischte sich ein. „Geben Sie dem Scheißkerl nichts, Lady. Der trägt das Geld doch nur zum Dealer. Schade um jeden Groschen, den man dem Gesindel schenkt.“

Der Junkie, den diese Rede einschüchterte, kroch in sich zusammen und drückte seine Katze an sich, als könnte das Tier ihn beschützen. Ich ärgerte mich über den Dicken, der sich eingemischt hatte. Wenn ich etwas nicht ausstehen konnte, waren es Leute, die mir sagten, was ich zu tun und zu lassen hatte, vom Papst abwärts bis zu solchen Wichtigmachern, die in der Schnellbahn gute Ratschläge verteilten. Daher warf ich ihm einen eisigen Blick zu, griff in die Handtasche und reichte dem Junkie einen Geldschein, der beträchtlich größer ausfiel, als ich ursprünglich vorgehabt hatte. „Da. Kaufen Sie Ihrer Mieze etwas zum Fressen.“

„Das mache ich.“ Seine trüben Augen glänzten, als er den Schein entgegennahm und der Katze damit vor der Nase herumwedelte. „Das mache ich ganz sicher. Schau, Lilly! Schau, was wir haben!“

Der Mann neben mir grunzte abfällig, ließ aber keine weiteren Kommentare hören.

Vielleicht war es seine böse Bemerkung gewesen, die den Junkie dazu trieb, sich für mein Geschenk erkenntlich zu zeigen – was unter den Umständen ein trauriges und lächerliches Unterfangen war. Aus den Tiefen einer bunten Stofftasche, die neben ihm auf dem Sitz lag, förderte er ein Gegengeschenk zutage, ein halb zerfleddertes Comic-Heft, das er mir mit einer

ernsthaften Geste überreichte. „Da, nehmen Sie das. Ich will Ihnen auch etwas schenken.“

Um ihn nicht zu kränken, bedankte ich mich höflich und steckte das dünne bunte Heftchen in meinen ledernen Citybag, ohne mich weiter darum zu kümmern. Mein Citybag war – wie die Tasche des grauen Mannes in *Peter Schlemihl*, – voll von Objekten, die ich einmal gebraucht hatte oder noch einmal brauchen könnte. Dass er in diesem Augenblick den Schlüssel zu einem fantastischen Geheimnis enthielt, wusste ich nicht.

Ich stieg an einer Betonbunker-Station aus und wanderte durch eine der grauen Allerweltsstraßen der Adresse zu, die Helena mir aufgeschrieben hatte. Mein Weg führte über eine Brücke über den breiten Kanal, der den Kreis der Stadt in der Mitte durchschnitt, wie ein Messer eine Torte in zwei Hälften teilt. Das Wasser, das träge und wuchtig gegen die Pfeiler anströmte, zeigte die gebrochenen, rostfarbenen und graubraunen und schwarzvioletten Töne, die man häufig auf Bildern alter Meister findet. Ein dünner Nebel hing darüber. In den dunklen Häuserreihen jenseits der Brücke tauchten die Neonschilder von chinesischen Restaurants und die bunten Fenster von Selbstbedienungscafés auf. Das Schaufenster eines kleinen, düsteren Ladens war von zuckenden Lichtern erleuchtet. Darin hing eine graue Pappmaske neben der anderen. Manche waren golden befliedert, manche hatten lange, spitze Nasen wie Schneemänner, manche geringelte Papierlückchen an den Seiten. Die Leute in den Vororten hatten ein kindisches Vergnügen an allen Arten von Mummenschanz, vor allem, wenn er mit Lärm verbunden war. Ich wünschte plötzlich, ich hätte doch ein Taxi genommen. Die Straßen um mich wirkten fremd und feindselig. Zwar erlebte ich nichts eigentlich Bedrohliches, und es war auch nichts Gefährliches zu sehen, keine Punks mit Fahrradketten, keine verdächtig herumlümmelnden Sittenstrolche – aber ich wurde das Gefühl nicht los, dass schmutzige Vorhänge einen Spalt breit beiseite gezogen wurden und mich unfreundliche Augen hinter trüben Fensterscheiben beobachteten. Ich ging unwillkürlich schneller.

Das Motel war nicht schwer zu finden. Es lag auf einem niedrigen Hügel, der sich wie ein Napfkuchen aus der umgebenden Fläche erhob, und als ich stehen blieb und seinen ersten Eindruck in mich aufnahm, musste ich Helena recht geben: Es hatte tatsächlich eine vage Ähnlichkeit mit Bates' Motel. Auf halber Höhe des Hügels zogen sich zwei Reihen klappriger Kabinen hin, rot und blau gestrichen wie die Kabinenhäuschen eines Freibads, und auf der Kuppe oben stand vor dem Hintergrund zweier mächtiger Bäume das Haupthaus, ein einstöckiger gelber Plattenbau im Ostblock-Stil. Als ich die Straße entlangging, sank die Sonne eben hinter dem Gebäude. Eine rot leuchtende Gloriole breitete sich um sein flaches Dach mit den Fernsehantennen darauf, sodass es aussah, als loderten Flammen aus den

Fenstern und Dachluken und den Ästen der beiden Riesenthujen.

Einen einladenden Eindruck machte das Haus nicht, aber das musste nichts weiter zu bedeuten haben. Ich mochte einfach diese Art Billig-Architektur nicht, die so überhaupt keinen Charakter, kein Herz, keine Persönlichkeit hatte. Sie war in meinen Augen das architektonische Gegenstück zum styroporverpackten Fertig-Fernsehfraß, ebenso ungesund und kulturlos.

Eines stand auf jeden Fall bereits fest: Inspirationen würde ich hier keine bekommen, egal, wie irre der Motelbesitzer aussehen mochte. Meinen Lesern konnte ich dieses Gebäude, das wie eine hochkant gestellte, gelbe Schuhschachtel aussah, nicht als Spukhaus verkaufen. Sie hatten nun einmal gewisse fixe Vorstellungen, wie ein korrektes Spukhaus auszusehen hat, und ich neigte nicht dazu, originell zu sein – will heißen, mein Publikum mit Dingen zu füttern, die es nicht bestellt hatte und nicht fressen wollte. Schließlich stellte ich selbst auch gewisse Ansprüche, wenn ich anderer Leute Horror-Romane las. Nichts ärgerte mich mehr, als wenn die Handlung plötzlich vollkommen anders verlief, als zu erwarten war, und der Autor womöglich noch anfangen wollte, „verkrustete literarische Strukturen aufzubrechen“, das heißt mich als Leserin zu verarschen. In solchen Büchern stellten sich die schlimmsten Phantome dann unweigerlich als psychologische Projektionen heraus oder als der Nachbarjunge mit Gummimaske, und der Autor lachte sich schief über die Dummen, die sich tatsächlich gefürchtet hatten. Nein, meine Fans konnten beruhigt sein. Wenn bei mir ein Gespenst erschien, dann war das ein Gespenst, und niemand würde sich darüber lustig machen, wenn sie vor Angst unter die Bettdecke krochen!

Der Hügel, auf dem das gelbe Haus stand, sah einem klassischen Spukort schon ähnlicher. Bei Mondlicht oder im Nebel betrachtet, würde er zweifellos eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Hügel haben, auf dem das „Haus der Phantome“ in Disneyland stand. Er war mit Moos, verwilderten Rosenbüschen und trostlosem Immergrün bewachsen, in das gut ein paar schiefe Hammer-Film-Corporation-Grabsteine hineingepasst hätten. Vor langer Zeit war er einmal rundum eingefriedet gewesen, was seinen Friedhofscharakter noch weiter verstärkte. Ein Teil des kunstvoll geschmiedeten Parkgitters, das ihn in besseren Tagen umkränzt hatte, hatte überlebt, wenn auch durchgerostet und streckenweise umgefallen, sodass das Unkraut darüber wucherte. Zwei gemauerte Pfeiler markierten die Stelle, wo sich einstmals ein Gartentor befunden hatte. Die rostigen Angeln waren noch da, aber das Tor selbst war verschwunden – zweifellos in den Säcken von Buntmetalldieben, die im Sanitären Gebiet einen blühenden Handel mit den Überresten einstiger Meisterwerke der Schmiedekunst trieben. Auf den Pfeilern thronten zwei steinerne Geschöpfe, die ich zuerst für Pekinesen hielt, die aber wohl

Löwen darstellen sollten. Zwischen ihnen führte eine schmale Treppe in mehreren Absätzen zum Haus hinauf. Die Zufahrtsstraße für Autos befand sich auf der anderen Seite des Hügels. Ich stellte fest, dass Helena recht gehabt hatte, was den Hund anging. Auf der flachen Stufe vor der Eingangstüre ruhte ein Golden Retriever von gewaltiger Größe, der bei jeder Hundausstellung den ersten Preis gewonnen hätte. Sein Fell war makellos elfenbeinweiß, sein Körperbau perfekt. Seine stumpfen Züge und runden, lackschwarzen Augen strahlten den sanften und liebenswerten Charakter aus, der dieser Hunderasse zu eigen ist. Gesellschaft leistete ihm ein zweiter Hund, ein schneeweißer Spitz mit einem unternehmungslustig hochgeringelten Schwanz. Beide lagen reglos da, ließen die Zungen heraushängen und beobachteten mich aufmerksam.

Gerade, als ich den Fuß auf die erste der moosbewachsenen Stufen setzte, flammte über der Eingangstüre eine elektrische Lampe auf und darunter ein armlanger, ebenfalls erleuchteter Pfeil, der auf den Schriftzug BÜRO wies. Die beiden halb verdorrten Palmen, die in Holzkübeln links und rechts der Türe standen, warfen plötzlich lange, scharf abgezeichnete Schatten. Ihre rostfleckigen Blätter raschelten heiser im Abendwind. Ich fühlte mich unbehaglich und fröstelte, als mich der Windhauch streifte. Stimmt es, was alte Leute sagten – dass die Abendluft ungesund war, dass sie Fieber und Schwäche mit sich brachte? Der feuchte, fiebrige Windhauch rief mir einen Vers aus Edgar Allan Poe's Ballade *Annabel Lee* ins Gedächtnis:

And a wind came out of the flood by night

Chilling my Annabel Lee

And a wind blew out of the flood by night

Killing my Annabel lee...

Obwohl ich im Allgemeinen recht unternehmungslustig war, kamen mir Zweifel, ob ich meine Mission zu Ende führen oder nicht lieber einen geordneten Rückzug antreten sollte, solange noch Zeit war. In den trüben Stunden zwischen Tag und Nacht war mein Selbstvertrauen gering, und tausend Ängste, die sonst versteckt im Unbewussten lauerten, stiegen an die Oberfläche. Ich fühlte mich dann einsam und verlassen, und eine tiefe Traurigkeit bedrückte mich. Warum stieg ich nicht einfach in die nächste Schnellbahn und kehrte in mein gemütliches und freundliches Zuhause, die Villa Maunaloa, zurück? Dort warteten meine Gefährten Alec und Robert auf mich und die drei jungen Leute, die mit uns das Haus teilten und die wir unsere Kinder nannten. Dort schlief ich in Frieden in meinem Zimmer, eingebettet in Freundschaft und Zuwendung, während hier Fremdes und vielleicht Gefährliches auf mich wartete. Aber als ich zögerte und mich schon umwenden wollte, fühlte

ich mich von einem eigentümlichen Sog ergriffen, einem Ziehen und Schieben, das mich in Richtung Hügelkuppe drängte. Ich kannte dieses Gefühl. Es überfiel mich oft in ganz unerwarteten Situationen und zwang mich, mit bestimmten Leuten zu sprechen oder bestimmte Dinge zu tun, und da es sich bislang immer noch als sinnvoll herausgestellt hatte, beschloss ich, ihm auch diesmal zu gehorchen.

Die beiden Hunde merkten, dass ich zögerte, und begannen beide gleichzeitig mit den Schwänzen zu wedeln, als wollten sie mich einladen: Komm nur! Du bist hier willkommen!

Dann jedoch standen sie – was mich ein wenig überraschte – unisono auf und verschwanden, ganz gegen die Gewohnheit von Haushunden, Besucher gründlich in Augenschein zu nehmen, mit lässigen Schritten hinter der Hausecke.

Ich stieg, meine Reisetasche in der Hand, die vielen schmalen Stufen hinauf und bohrte den Zeigefinger in die Klingel. Sofort ertönte ein Summer und die Türe sprang auf. Die Öffnung gab den Blick frei auf einen langen, tabakbraun gestrichenen Korridor und eine Rezeption, die aussah, als wäre sie aus den Dreißigerjahren übriggeblieben, obwohl das ganze Haus noch keine zwei Jahrzehnte alt sein konnte. Hinter einer Theke aus Mahagoni thronte ein gewaltiger ledergelasteter Sessel. An der Decke surrte ein Ventilator. Die Wände waren tapeziert mit Plakaten, von denen die meisten längst verflossene Ereignisse ankündigten. Das einzig Moderne an dem Raum war das Computer-Terminal auf dem Schreibtisch.

Links vom Eingang stand ebenfalls eine Türe offen, aber ich sah dahinter nur ein unbenutztes Zimmer, dessen Möbel alle mit staubigen Schutzhüllen bedeckt waren. Vor den Fenstern waren zwei senffarbene Rollos heruntergezogen, sodass ein trübes, muffiges und ungesundes Halbdunkel in dem Raum herrschte. Einen Augenblick erschrak ich, weil ich mir einbildete, eine hoch gewachsene Person in schwarzen Kleidern an der Wand lehnen zu sehen, eine Person mit einem widerwärtigen, platten Mondgesicht von bräunlich-gelber Farbe, aber dann erkannte ich meinen Irrtum. Was da stand, war eine hohe Uhr in einem schwarzen Walnussgehäuse. Die Zeiger waren auf halb zwei Uhr stehen geblieben. Das Perpendikel hing reglos in der Mitte herab. Das fremdartige Gesicht, das ich zu sehen geglaubt hatte, war das Messing-Zifferblatt, in dem der Stundenzeiger eine bizarre Nase bildete. Obwohl der Raum schon lange nicht mehr benutzt worden war, hing ein unangenehmer, in der Kehle reizender Dunst dahin, eine Mischung aus Krankenhausgeruch, Raumspray und – was besonders merkwürdig war – Alkohol. Nicht der scharfe Geruch von medizinischem Alkohol, sondern einem klebrig-süßen Likör, wie man sie in Supermärkten zu kaufen bekommt. Maracuja. Kokos. Anis. Pfefferminz. Bunte Mischungen mit Fantasy-Namen und eingebauter Garantie für einen hochprozentigen Kater. Und nicht nur der Geruch war widerwärtig, das ganze

Zimmer hatte etwas Unangenehmes an sich, etwas Feindseliges, das mir sagte, ich sollte von der Türe verschwinden und meine Nase nicht in Angelegenheiten stecken, die mich nichts angingen, und das tat ich auch.

In der Rezeption gegenüber war die Atmosphäre weniger unfreundlich. Ich merkte, wie mein Atem leichter ging, als ich den Raum betrat. Er war auf eine so liebenswürdige Weise vergammelt wie manche alten Cafés und roch genauso nach Zigarettenrauch und frisch gebrühtem Kaffee. Auf einem Aktenspind im Hintergrund lag eine rote Katze, eine prächtige Maine Coon, die mich respektlos angähnte, dann mit einem weichen Satz von ihrem Ausguck herabsprang und an mir vorbei in den Flur verschwand, mit raschen, zielbewussten Schritten, als hätte sie sich aufgemacht, jemand zu holen.

Dann stand ich Jon Lorber gegenüber.

Ich starrte ihn an und mir schoss der Gedanke durch den Kopf: Er hat Krebs, um Gottes Willen, er hat Krebs und er wird es nicht mehr lange machen!

Er erschien aus dem Dunkel des Korridors, wo er mit irgendwelchen Reparaturarbeiten beschäftigt gewesen war, denn er hielt einen öligen Putzlumpen in den Händen und auf seiner Wange zeichnete sich eine glänzend braune Ölspur ab. Mit einer gemurmelten Entschuldigung warf er den Lumpen unter den Schreibtisch, wischte sich die Hände notdürftig an seinem grauen Mechaniker-Overall ab und wandte sich mir zu. „Ja? Was kann ich für Sie tun?“

Helena hatte recht gehabt, als sie sagte, dass sein Alter schwer zu schätzen war. Er gehörte zu der Sorte Männer, die zugleich jugenhaft und verwelkt wirken, und zwar gleichermaßen, wenn sie zwanzig sind, wie mit sechzig. Erst später erfuhr ich, dass er 32 Jahre alt war. Er war mittelgroß, mager, sehr blass und nach allen geltenden Regeln der Ästhetik beklagenswert hässlich. Zwar hatte er hübsches, kastanienbraunes Haar, das bis über die Ohren hinauf kurz geschoren war und vorne in einem üppigen Schopf in die Stirn hing, aber seine Ohren – die obendrein merklich vom Kopf abstanden – waren dick und fleischig, seine Nase merkwürdig geformt, seine Lippen breit und wellig, und seine Haut war über und über gesprenkelt mit rotbraunen Sommersprossen, die da und dort zu Leberfleckchen zusammenrannen. Auf der linken Halsseite zeichnete sich ein gewölbtes Muttermal ab, so groß wie eine Chili-Bohne und ebenso dunkelrot. Nur die braunen Augen waren schön. Aber auch verzweifelt unglücklich.

Nie zuvor war ich einem Menschen begegnet, der so viel Jammer ausstrahlte. Als er fragte: „Sie wollen ein Zimmer?“, sah er mich mit einem so gepeinigten Blick dabei an, dass es mir auf der Zunge lag, ihn rundheraus zu fragen, was ihn quälte. Aber gleichzeitig wurde mir klar,

dass ich mir diese Frage nur selbst beantworten konnte.

„Ja. Ich habe das Schild gesehen, dass hier noch etwas frei war. Das stimmt doch, oder?“

„Aber natürlich.“ Er setzte umständlich eine drahtgerahmte Lesebrille auf und starrte den Bildschirm an. „Wie lange wollen Sie denn bleiben?“

Der Klang seiner Stimme überraschte mich. Obwohl er viel rauchte – was ein halbvoller Aschenbecher auf dem Schreibtisch und seine nikotinfleckigen Finger verrieten – war seine Stimme sanft und weich und erstaunlich jugendlich, ja geradezu knabenhaft, als sei sie noch nicht völlig ausgereift. Er sprach in einem melodischen, singenden Tonfall, der angenehm ins Ohr ging. Es fuhr mir durch den Kopf, dass es sehr wohl tuend sein müsste, ihn vorlesen zu hören; er hatte eine von diesen Stimmen, die, auch wenn sie ganz ungeschult sind, wie ein Instrument klingen.

Ich beantwortete seine Frage. „Ich weiß noch nicht genau. Ein paar Tage. Ich habe hier in der Gegend geschäftlich zu tun, will aber nicht viel Geld für ein Quartier ausgeben.“

„Ja ... ja. Lassen Sie mich nachsehen, welche Zimmer frei sind.“ Er tat so, als überprüfte er etwas im Computer, aber es war eindeutig, dass er bluffte, denn hinter ihm an der Wand befand sich das Schlüsselbrett, und ich konnte sehen, dass alle Schlüssel bis auf zwei an den Haken hingen. „Ah, da wäre etwas. Nummer 7. Ist Ihnen das recht?“

Da sich Nr. 7 in nichts von seinen Nachbarn unterschied, war ich einverstanden.

Er hob chevaleresk meine Reisetasche auf und ging mir voraus, die schmalen, moosbewachsenen Steinstufen hinunter zu den Kabinen. Da er auffallend langsam ging, hatte ich genügend Zeit, ihn von hinten zu betrachten, und wieder hatte ich den Eindruck, dass er todkrank war – dass ihn irgendein grausiges Übel von innen her zerfraß, wie wuchernder Schwamm einen Baum zerfrisst. Ich bekam ein schlechtes Gewissen, weil er bei dieser Gebrechlichkeit auch noch meine Tasche trug, so klein und leicht sie auch war, und nahm sie ihm rasch aus der Hand. Seine Hände waren schmutzig, als hätte er in einer Werkstatt gearbeitet oder im Garten gegraben, und es war kein frischer Schmutz. Sein Hals, der zwischen dem losen Kragen und dem bis auf den Hinterkopf hinauf geschorenen Haar deutlich zu sehen war, sah um nichts besser aus. Der ganze Mann hätte dringend in ein warmes Bad gehört.

Ich fand meine Vermutung, dass Jon Lorber krank war, noch weiter bestätigt, als er mit sichtlicher Mühsal die drei Stufen zu der Veranda hinaufstieg. Er musste sich Schritt für Schritt förmlich am Geländer hoch ziehen, um es zu schaffen. „Ist Ihnen nicht gut?“, fragte ich besorgt, denn sein keuchendes Atmen klang, als würde er jeden Augenblick zusammenklappen.

„Nein, nein – ich bin schon in Ordnung“, antwortete er in einer merkwürdig ängstlichen Hast, und dann war er sichtlich bemüht, rasch vom Thema abzulenken, denn er fragte mit einem Blick auf die großflächige, leuchtend bunte Tätowierung, die meine linke Schulter und den nackten Oberarm zierte: „Das ist sehr hübsch, was Sie da haben. Sie mögen Katzen wohl gerne?“ Er deutete auf die schwarze Katze auf meinem Arm, die inmitten eines Gewirrs von Blüten und Ranken vor einem gelben Mond saß. „Haben Sie selber Katzen?“ Und als ich nickte: „Wie viele haben Sie denn?“

„Wenn ich das wüsste! Ich muss wieder einmal eine Volkszählung veranstalten. Unser Kater ist ein berühmter Herzensbrecher, und er schleppt uns alle seine Konkubinen ins Haus.“

Er lächelte – ein bezauberndes Lächeln, das sein hässliches Gesicht urplötzlich sehr anziehend machte. Es war unglaublich, wie viel Herzenswärme und zarte Empfindsamkeit dieses Lächeln verriet. Dann blieb er vor der Reihe der Kabinentüren stehen und stocherte mit einem Schlüssel im ausgeleierten Schloss der Nummer Sieben. Während er herumfummelte, las ich die Inschrift in schwarzer Schablonenschrift, die sich über den eng nebeneinanderliegenden Türen hinzog: „Lorbers Motel und Raststätte Am Turloch gegründet 1946 von Wilbur Lorber“. Das musste demnach der Vater – nein, eher der Großvater des jetzigen Besitzers sein. Seine Nachfolger hatten nicht viel dazu getan, das Motel in Schuss zu halten. Ich sah überall die Zeichen des Verfalls und liebloser Behandlung.

Es brauchte einige Bemühungen, bis der Schlüssel endlich fasste und die Türe mit einem unfreundlichen Knurren aufsprang. Aus der Dunkelheit dahinter drang der muffige Geruch eines selten benützten Raumes. Licht flammte auf und enthüllte ein typisches Billig-Hotelzimmer: Möbel aus Spanplatte mit Buchenfurnier, ein bunter Wollteppich auf dem grünen Vinylboden, als Wandschmuck ein mit Reißzwecken befestigtes Poster, das die tausendfach erleuchteten Wolkenkratzer von Manhattan bei Nacht zeigte.

„Hier ist das Badezimmer und die Toilette.“ Lorber schritt an mir vorbei, öffnete eine weitere Türe und knipste Licht an. Das Badezimmer war abgewohnt, aber, wie Helena ebenfalls festgestellt hatte, leidlich sauber. Frische Handtücher hingen auf dem Handtuchhalter, ein ovales Stückchen Lavendelseife lag in der Seifenschale. Ein süßlicher Raumspray war überreichlich angewandt worden, um den Geruch nach feuchtem Holz und unsauberen Siphons zu übertünchen und Frische und Hygiene vorzutäuschen. Ich fühlte mich an Afrika erinnert, wo es ähnlich widerlich nach dem Insektizid roch, das die Leute literweise versprühten, mit dem Ergebnis, dass überall im Zimmer die toten Kakerlaken herumlagen.

Ich roch aber noch etwas anderes. Als der Vermieter mir die Türe aufhielt, damit ich das Badezimmer besichtigen konnte, stand ich einen Augenblick lang auf Tuchfühlung neben

ihm, und dabei nahm ich den Geruch wahr, den sein Körper und seine Kleidung ausströmten. Es war nicht nur der Mief eines ungewaschenen Mannes, der bei dieser Tropenhitze obendrein stark schwitzte. Helena hatte eine Bemerkung gemacht, dass er „roch, als vermoderte er unter den Kleidern“, und das traf genau den Punkt. Was mir in die Nase stieg, war der Gestank der Fäulnis. Ich nahm ihn nur sekundenlang wahr, dann wich der Mann rasch von mir zurück und ließ mich alleine ins Badezimmer treten. „Ist es Ihnen hier recht?“, fragte er in einem plötzlich ungeduldigen Ton, der verriet, dass er mich loswerden wollte.

„Ja, alles bestens. Ich nehme das Zimmer.“

Die Zeremonie des Gästebuch-Ausfüllens und Im-Voraus-Bezahlens folgte. Ich unterschrieb nicht mit meinem bürgerlichen Namen Charmion Sperling, sondern mit Charmion Marhold – das war Alecs Familienname. Ich benutzte ihn immer, wenn ich nicht erkannt werden wollte. Was Lorber anging, so hätte ich mir die Täuschung freilich ersparen können. Er zeigte keinerlei Interesse an dem Formular, überflog es nur und steckte es in die Brusttasche seines Overalls. Dabei fiel mir auf, dass er scharf zusammenzuckte, als er bei der Bewegung seine linke Brustseite berührte, und einen Moment lang wie in heftigem Schmerz die Augen zusammenkniff – gerade so, als sei sein Fleisch auf dieser Seite wund. Möglicherweise trug er dort einen Verband, denn ich bemerkte wulstige Konturen unter dem losen, viel zu großen Overall, der schlaff an seinen mageren Gliedern hing. Dann händigte er mir die Schlüssel aus, nickte mir kurz zu, drehte sich abrupt um und verschwand.

Ich blickte ihm durch das Fenster nach, wie er mit seinen krüppelhaften Schritten die Stufen der Veranda hinabstieg und sich mühselig daran machte, die Treppe zu seinem Haus zu erklimmen. Auf den ersten Stufen blieb er stehen, und ich sah, wie er die Hand gegen einen Rosenbusch ausstreckte. Auf die Bewegung hin schoss etwas aus dem Busch hervor, so schnell, dass ich nur einen bräunlichen Schatten erkennen konnte. Es huschte den ausgestreckten Arm entlang auf die Schulter hinauf und stürzte sich kopfüber in den offenen Kragen des Overalls. Gleich darauf streckte es das Köpfchen wieder hervor und wühlte eine spitze Schnauze ins Haar. Lorber war zu weit entfernt, als dass ich genau erkennen konnte, was für ein Tier es war – eine Ratte? Ein Frettchen? Ein Wiesel? Auf jeden Fall war es vollkommen zahm, denn ich sah, wie es auf seinem Nacken herumturnte, während er eine Stufe nach der anderen hinaufstieg. Offenbar war er ein Mann mit einer großen Liebe zu Tieren, und das machte ihn mir sympathisch.

Wir in der Villa Maunaloa – Alec, Robert, ich und die drei jungen Leute – waren alle Tierfreunde, vor allem große Katzenliebhaber, und da unser prächtiger schwarzer Kater Tiberius von allen Katzendamen der Umgebung umschwärmt wurde, war seine

Nachkommenschaft so zahlreich wie die des Erzvaters Abraham. Man konnte in unserem Haus und Garten kaum einen Schritt tun, ohne dass man einer Katze über den Weg lief, und wenn einer von uns ins Bett wollte, mussten wir erst ein paar Katzen höflich ersuchen, daraus zu verschwinden.

Ich blieb allein in einem wenig einladenden Raum, mit der Aussicht auf eine Nacht, in der unsichtbare Hunde um das Gästebett herumschnüffelten. Und hatte Angst.

Ich gehörte nun einmal nicht zu den Schriftstellerinnen, die sich von ihren eigenen Produkten abnabeln konnten. Ich war weit davon entfernt, mir etwas auszudenken, wovor sich andere Leute fürchten sollen, während ich selber cool lächelnd im Hintergrund blieb. So etwas fand ich geradezu unethisch. Ich war überzeugt, dass es nur *eine* Methode gab, gute Horrorgeschichten zu schreiben – nämlich, sich selber entsetzlich zu fürchten. Über Dinge, die mir keine Angst machten, wie beispielsweise Katzen oder verkrüppelte Menschen, konnte ich auch keine Schauergeschichten schreiben. Umso besser gelang es mir, wo es um nächtliche Besucher, verfluchte Häuser und von Teufeln besessene Maschinen ging. Das hatte natürlich den Nachteil, dass ich in demselben Maß, in dem ich kreativ war, auch furchtsam war. Ich ging ungern auf einsamen Landstraßen spazieren, aus Angst, hinter mir den knirschenden Schritt eines unsichtbaren Verfolgers zu hören. Ich mied verrufene Orte und frevelhafte Tätigkeiten – nichts hätte mich dazu bewegen können, um Mitternacht in einer Wolfsschlucht Zauberkugeln zu gießen oder aus Jux und Tollerei die Geister der Verstorbenen zu beschwören. Mir reichte es schon, in einem schäbigen Motel in einer wenig einladenden Gegend zu sitzen und darüber nachzudenken, ob auch in meinem Fenster etwas Unsichtbares schnüffeln und kratzen würde.

Glücklicherweise gibt es Handys. Ich rief Alec an und erzählte ihm, wo ich mich befand und was ich bislang entdeckt hatte.

Dr. Alec Marhold war Rechtsanwalt – pensionierter oder emeritierter Rechtsanwalt, wie immer man das nennt – und daher geradezu beängstigend sachlich. Statt sich dafür zu interessieren, dass ich endlich eine heiße Spur gefunden hatte, waren das erste, was ich von ihm hörte, Vorwürfe wegen meines Leichtsinns. „Du liebst das Risiko, was? Der Achter ist wirklich nicht die richtige Gegend dafür, nächtliche Recherchen vorzunehmen. Du kannst von Glück reden, wenn du nicht belästigt oder ausgeraubt wirst.“

Natürlich freute es mich, dass er um mich besorgt war, aber um mir nichts zu vergeben, tat ich so, als sei mir seine Fürsorge lästig. „Komm schon, Alec, das ist hier keine Mördergrube. Außerdem habe ich die Türe abgesperrt und die Fenster sind vergittert.“

„Ja, und der Vermieter hat garantiert Reserveschlüssel zu deiner Türe.“

„Sie hat innen einen Riegel.“

„Bist du sicher, dass ich nicht in den Wagen steigen und dir Gesellschaft leisten soll?“

Das wäre mir, ehrlich gesagt, sehr recht gewesen, aber – siehe oben. Als Frau und schon gar als Horror-Autorin durfte ich keine Schwäche zeigen. Außerdem war Alec gehbehindert und es wäre wirklich eine Quälerei für ihn gewesen, den langen Weg herauszufahren und dann auch noch in einem unbequemen Bett zu schlafen. Deshalb wehrte ich energisch ab. „Lieb von dir, Alec, aber nicht notwendig. Wenn ich hier etwas herausfinden soll, ist es besser, ich bleibe allein.“

„Aber was willst du denn überhaupt herausfinden? Du sagst, der Mann sei krank. Das geht dich doch gar nichts an; du kannst ihm auch nicht helfen. Ich dachte, du wärst hinter Material für eine gute Story her.“

Darüber wollte ich nicht mit ihm streiten, also schlug ich vor, ich würde ihn auf dem Laufenden halten, und beendete das Gespräch.

Im Allgemeinen hatte ich kein Problem damit, mich in fremden Häusern aufzuhalten und in fremden Betten zu übernachten. Ich war viel gereist und hatte schon in den merkwürdigsten Quartieren geschlafen, darunter in einem afrikanischen Hotel, das mit Rattanmöbeln und Wandfresken eingerichtet war wie ein Palast, in dem es aber nur stundenweise elektrisches Licht und heißes Wasser gab. Im Motel Am Turloch war das anders. Selbst wenn ich mit der Absicht gekommen wäre, tatsächlich zu schlafen und nicht Gespenster zu jagen, hätte ich nicht schlafen können. Helena hatte recht gehabt: Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht. In dem Zimmer herrschte eine Atmosphäre banger Erwartung, die mit jeder Minute deutlicher wurde. Ich saß voll angekleidet auf dem Bett, und ein Kinderreim, den ich vor langer Zeit gehört hatte, kreiste in meinem Kopf:

„Um neun kommt's nicht,

um zehn kommt's nicht,

um elf da klopft's

um zwölf, da kommt's.“

Ich bewunderte Helena, die es – wenn auch mit einigen Verzögerungen – geschafft hatte, in einem solchen Nest einzuschlafen. Mir war das unmöglich. Immer wieder stand ich auf, lief vom Wohnzimmer ins Badezimmer und vom Badezimmer ins Wohnzimmer und versuchte, die Quelle meines Unbehagens zu orten. Aber nichts war zu finden. Ich löschte das Deckenlicht und schaltete eine plastikbeschilderte Lampe neben dem Bett ein, die einen

schwachen gelb-rosa Schimmer verströmte. Jetzt sah das Zimmer weniger kalt und schäbig aus, aber das Zwielflicht in den Ecken und Winkeln war auch nicht das Wahre. Also Lampe aus und wieder das Deckenlicht an.

Vor dem Fenster, das auf die Veranda hinausging, hingen braun geblünte Plüschvorhänge von ehrwürdiger Scheußlichkeit. Sollte ich sie zuziehen oder offen lassen? Wenn ich sie offen ließ, saß ich in dem beleuchteten Raum wie in einem Schaufenster und mochte Ärger mit männlichen Motel-Bewohnern bekommen, die darin eine Aufforderung sahen, mir Gesellschaft zu leisten. Zog ich die Vorhänge aber zu, konnte ich nicht sehen, was draußen vorging, und nichts zu sehen war noch weitaus schlimmer, als Monstrositäten zu sehen. Ich hatte nie verstanden, warum manche Leute sich die Bettdecke über den Kopf zogen, wenn sie sich fürchteten. Viel schlimmer als der grässlichste Anblick erschien es mir, im Finstern unter einer Decke zu sitzen und blind darauf zu warten, dass einen das Ungeheuer ansprang!

Schließlich entschied ich mich für den Kompromiss, das Licht auszuschalten und die Vorhänge halb geöffnet zu lassen. Auf der Veranda brannten zwei elektrische Lampen, die den Gästen im Finstern den rechten Weg wiesen, und so konnte ich recht gut sehen, was sich draußen abspielte. Ein paar Minuten stand ich am Fenster und blickte auf die Szenerie hinaus. Der Himmel war kobaltblau bis auf einen türkisgrünen Saum am westlichen Horizont, wo der letzte Schimmer der untergegangenen Sonne sich in den Wolken spiegelte. In den Straßen brannten nur wenige Lampen. Straßenlampen waren eine beliebte Zielscheibe bei Leuten, die das Bedürfnis hatten, einem undifferenzierten Groll auf die Stadt und die Welt im Allgemeinen Luft zu machen, und die Stadtverwaltung zeigte kein großes Interesse daran, was außerhalb der City geschah. Wenn die Leute die Lampen kaputt machten, dann mussten sie eben ohne Lampen auskommen – so einfach war das.

Als ich so mit dem Rücken zum dunklen Zimmer stand, stieg allmählich das Gefühl in mir auf, dass ich aus den sepiabraunen Schatten heraus beobachtet wurde. Rasch drehte ich mich um, sah aber nichts. Und doch war ich überzeugt, dass ich keinem Irrtum zum Opfer gefallen war. Einen Sekundenbruchteil hatte ich etwas gespürt – als hätten sich die Augen, die mich anblickten, blitzschnell geschlossen, um nicht ertappt zu werden. Sekundenlang hatte es sich zurückgezogen, aber sobald ich mich wieder dem Fenster zuwandte, wuchs die Spannung in mir von Neuem. Etwas beobachtete und belauschte mich, daran hatte ich bald keinen Zweifel mehr.

Irritiert zog ich die Vorhänge zu, schaltete das Licht an und unterzog die beiden Räume einer peinlich genauen Kontrolle. Ich spähte in den Kleiderschrank, suchte die Rückseite des Sofas ab, blickte unter das Bett, öffnete die Türchen des Waschtischs. Nirgends war etwas

Ungewöhnliches zu entdecken. Aber das beklemmende Gefühl, dass ein Großer Bruder über jede meiner Bewegungen informiert war, jeden meiner Atemzüge hörte, über jedes gemurmelte Wort Bescheid wusste, ließ nicht nach. „Als hätten die Tapeten Augen“, hatte Helena dieses Gefühl des Belauertwerdens beschrieben. Tatsächlich wäre es sehr leicht gewesen, in den Wänden ein gut verstecktes Guckloch anzubringen, denn die Tapeten wiesen ein plumpes Muster aus blutroten Pfingstrosen auf braunem Grund auf, in dem ein Loch nicht aufgefallen wäre. Vielleicht hatte der Besitzer des Motels tatsächlich die Gewohnheit, seine Gäste – und vorzugsweise seine Gästinnen – heimlich zu beobachten. Vielleicht wollte er sehen, wie ich mich auszog und in die Dusche stieg oder die Toilette benützte. Er wäre nicht der erste Mann gewesen, der auf diese Art zu einem billigen Vergnügen kam.

Dennoch war ich im Innersten überzeugt, dass diese plausibelste Antwort nicht die richtige war. Ich hatte einige extra-sensorische Fähigkeiten, darunter die Gabe, jenseitige Einflüsse zu erkennen; ich spürte es, wenn der Schleier zwischen dieser und jener Welt aufriss, und sei es auch nur einen Finger breit. Es war eine Gabe, die mir selbst nicht als sonderlich ungewöhnlich erschien. Ich akzeptiere diese Fähigkeit etwa so, wie ich bei anderen Leuten ein absolutes Gehör oder ein eidetisches Gedächtnis akzeptierte – und ich hütete mich, mit Fremden darüber zu sprechen. Ich hatte keine Lust, mit allen möglichen Esoterikern in einen Topf geworfen zu werden. Wenn ich gefragt wurde – was unweigerlich bei jedem Interview der Fall war – ob ich selbst an Gespenster glaubte, antwortete ich jedes Mal mit dem Kalauer: „Ich glaube nicht an sie, aber ich fürchte mich vor ihnen.“ Das half. Griffige Späßchen machen sich bei Interviews immer gut, und man erspart sich die Wahrheit.

Tatsächlich glaubte ich aber an Gespenster und Geister so fest, wie ich an Gott glaubte, und ich setzte meine Schritte vorsichtig, wenn ich das Gefühl hatte, mich in ihrem Einflussbereich zu bewegen. Diese andere Welt war nicht immer böse, aber sie war immer gefährlich. Von Natur aus waren wir nicht dazu geschaffen, uns in ihrem Schatten zu bewegen, genauso wenig, wie wir dazu geschaffen waren, ins Meer zu tauchen oder in der Luft zu fliegen. Wir brauchten Schutzvorrichtungen und Hilfsmittel, wenn wir in diese Sphäre eindringen wollten, ebenso, wie wir Taucherglocken und Flugzeuge brauchten, um uns in den Elementen zu bewegen, die uns von Natur aus unzugänglich sind. Die Jenseitswelt hatte ihren eigenen, charakteristischen Klang, ihre eigenen Farben und Formen. Ich konnte sie riechen und schmecken, ich hörte sie, und zuweilen sah ich sie auch. Wie ein Musiker das Instrument erkennt, auf dem eine Melodie gespielt wird, erkannte ich den Klang des Jenseits. Daher wusste ich auch, dass das, was mich beobachtete, kein Spanner war.

Die Chancen standen schlecht, das Ding zu fangen; dennoch konnte ich der Versuchung nicht

widerstehen, es zumindest noch einmal zu versuchen. Laut und falsch (ich war beklagenswert unmusikalisch) vor mich hinsingend, tat ich so, als sei ich völlig in den Anblick der Szenerie vor meinem Fenster versunken, obwohl draußen nichts weiter zu sehen war als da und dort eine Neonschlange, ein Stück grün getünchter Hausmauer über einer Laterne, ein paar beleuchtete Fenster, hinter denen sich schattenhafte Bewohner bewegten. Sobald ich das Gefühl hatte, den unsichtbaren Späher hinreichend in Sicherheit gewiegt zu haben, fuhr ich blitzschnell herum. Und tatsächlich – ich hatte es erwischt!

Freilich sah ich es nur den Bruchteil einer Sekunde lang und auch da nur als einen klobigen, bedrohlichen Schatten, der sich als eine tiefere Dunkelheit im Zwielflicht des Raumes manifestierte, aber irgendein Sensorium – das nichts mit meinen leiblichen Augen zu tun hatte – verriet mir, dass die Augen dieses Schattens menschliche Augen waren und ihre Farbe ein giftiges, gelbliches Grün wie das von reifen Stachelbeeren.

Als ich mit Helena in einem freundlich erleuchteten Kaffeehaus in der City beisammengesessen war und mir ihre Geschichte angehört hatte, war es leicht gewesen, darüber die Nase zu rümpfen. Jetzt war die Lage anders. Eines stand bereits fest: Duschen würde ich hier auf keinen Fall und auch nicht in die Badewanne steigen. Die Horror-Story fiel mir ein von dem Reisenden, der spät nachts in einem Motel ankommt und dort, ohne das Licht anzudrehen, in eine Badewanne steigt, die mit – Blut gefüllt war! Ich weiß schon, das war etwas an den Haaren herbeigezogen, denn natürlich würde kein Mensch bei klaren Sinnen im Finstern in die Badewanne steigen, aber die Geschichte hatte mich trotzdem erschreckt. Und da war ja auch noch George Joseph Smith, der Mörder der „Bräute im Bad“, der eine wohlhabende alte Jungfer nach der anderen heiratete und eine nach der anderen im Bad ertränkte ... und natürlich Norman Bates. Die Filmszene, die Hunderttausenden alleinstehenden Frauen das Duschen verleidet hat. Entsetzensschreie. Abwehrende Hände. Das Blut, das immer dünner werdend in den Abfluss strudelt. Die Tote in der Dusche.

Ich setzte mich aufs Bett und versuchte, meine psychischen Antennen auszufahren, um herauszufinden, wo das Zentrum des Unbehagens lag. Meistens gelang mir so etwas recht gut. Als ich die Augen schloss und in Gedanken durch die Kabine wanderte, begann ich zu spüren, dass das unangenehme Gefühl im Badezimmer merklich stärker war als im Wohnzimmer. Ich stand auf und ging im Halbdunkel hinüber. Wieder schloss ich die Augen. Die Dunkelheit nahm die Gestalt eines Wirbels an, der mich tiefer in den Raum hineinzog, erst zur Badewanne, dann in den Winkel dahinter. Ja, da war es. Eindeutig.

Ich riss die Augen auf und knipste das Licht an. Der Ort, in dem ich das Zentrum des Wirbels gespürt hatte, sah bei Licht besehen harmlos genug aus. Da war die Badewanne mit dem

Duschkopf darüber, daneben ein Waschbecken mit einem Untertisch, dann rechter Hand ein Schränkchen, von dem das Buchenfurnier sich an mehreren Stellen abgelöst hatte. In den grünen Vinylbelag des Bodens war ein viereckiges Loch geschnitten, das den Weg freigab zu einem angerosteten eisernen Deckel. Vermutlich führte er zu Heizungsrohren oder der Wasserleitung, vielleicht auch in den Kriechraum unterhalb der Kabinen.

Ich kniete nieder und prüfte, ob es möglich wäre, ihn zu öffnen, denn genau hier spürte ich das Zentrum des bösen Einflusses. Ich sah jedoch bald, dass ohne Werkzeug nichts zu machen war. Eine Weile hockte ich auf den Fersen und starrte den Kanaldeckel an, aber da er keine Anstalten machte, bei diesem Verfahren sein Geheimnis preiszugeben, gab ich es schließlich auf und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Dort löschte ich das Licht und schlüpfte voll angekleidet ins Bett. Glücklicherweise stand es genau der Fensterwand gegenüber. Ohne selbst gesehen zu werden, konnte ich so das Fenster im Blick behalten. Der Schimmer der beiden Laternen, die jede an einem Ende der Veranda hingen, leuchtete als blassgraues Viereck in den Raum.

Kaum war ich ins Wohnzimmer zurückgekehrt, spürte ich die Augen von Neuem. Ich war nicht sicher, ob ich sie tatsächlich sah, aber ich fühlte sie ganz deutlich – zwei nadelspitze Punkte eisiger Kälte. Und das schlimmste war, dass sie mich mit einer Absicht betrachteten, einer unmissverständlichen Absicht mich zu bannen. Wie das Pendel eines Hypnotiseurs fixierten sie meine Aufmerksamkeit, sodass es mir immer weniger gelang, mich auf etwas anderes zu konzentrieren. Das Etwas – der Jemand hinter diesen Augen (ich hatte keine Möglichkeit herauszufinden, ob es die Augen eines Mannes oder einer Frau waren) hegte deutlich erkennbar die Absicht, das einzige Objekt meines Interesses zu sein. Ich blickte beiseite, ich stand auf und ging herum, ich drehte und wendete mich – umsonst. Ständig spürte ich diese Gegenwart, die mit beträchtlicher psychischer Kraft meine Aufmerksamkeit mit Beschlag belegte. Ignorierte ich den Blick und beschäftigte mich zum Schein mit meiner Tasche oder meinen Schuhen, so wuchs hinter meinem Rücken ein gewaltiger Schatten heran, so beängstigend und bedrohlich, dass ich nicht anders konnte, als über die Schulter blicken. Schloss ich die Augen, so irritierte mich ein Geräusch wie das dünne und doch so entnervende Sirren einer hungrigen Schnake. Ich saß da, fuhr herum, blickte mir über die Schulter, sprang auf, drehte den Rücken zur Wand – aber was ich auch versuchte, das Ding quälte mich mit seinem nervenzermürenden, bedrohlichen Heischen nach Aufmerksamkeit. Immer wieder überfielen mich die bekannten Alltags-Wahnideen: Hatte ich die Türe abgeschlossen? Roch es nicht im Badezimmer nach Gas? War das Fensterchen, das vom Bad ins Freie führte, auch sicher festgehakt? Zuletzt hatten mich die grünen Augen so gründlich zermüht, dass ich

unters Bett blickte und mich vergewisserte, ob der Boiler über der Badewanne tatsächlich sicher befestigt war und nicht herunterfallen und mich zerquetschen würde, sobald ich in der Wanne saß (was ich aber ohnehin nicht vorhatte).

Es wurde eine trostlose Nachtwache. Die Kabine mit ihrem egozentrischen unsichtbaren Mitbewohner war ungemütlich genug, dass an Schlaf nicht zu denken war, andererseits gab es keine Möglichkeit, nach dem Grund dieses Unbehagens zu forschen, sodass ich zur Untätigkeit verurteilt war. Nichts, was auch nur im Geringsten interessant gewesen wäre, ereignete sich. Sogar das Gefühl des Beobachtetwerdens ließ nach. Gegen Mitternacht begann ich mich zu fragen, wie in aller Welt ich auf die blödsinnige Idee gekommen war, hier auf Geisterfang zu gehen. Das Einzige, was es mir einbringen würde, war eine schlaflose Nacht und danach ein Tag, an dem ich mich übernachtigt und miserabel fühlen würde. Und das alles, weil Helena ein Kratzen gehört hatte, das zweifellos nichts anderes gewesen war als das Kratzen der Haushunde!

Irgendwann – es musste gegen zwei Uhr morgens gewesen sein – fiel ich dann in einen seichten, unruhigen Schlaf, in dem ich mich beständig von einer Seite auf die andere wälzte. Merkwürdige und bedrückende Träume plagten mich. Ich träumte, dass ich den Deckel im Winkel des Badezimmers anhub und durch das Loch hinunterstarrte in eine bodenlose Finsternis, aus der böartig murmelnde und tuschelnde Stimmen heraufdrangen. Dann wieder hatte sich das Innere der Kabinen in ein Labyrinth verwandelt, das von Dutzenden Videokameras und Mikrofonen belauscht und beobachtet wurde, und ich irrte durch endlose, verwinkelte, in ein giftig blaues Licht getauchte Gänge, ohne jemals den Ausgang zu finden. Gleich darauf stieg ich die Steintreppe zu dem gelben Haus empor und wollte eben auf den Klingelknopf drücken, als ich sah, dass mit weißer Farbe ein Kreuz auf die Haustür gemalt worden war, und jemand, den ich nicht sehen konnte, flüsterte mir zu: „Sie dürfen auf keinen Fall da hineingehen, das Haus steht unter Quarantäne wegen der Infektionsgefahr!“

Der allerekelhafteste der Träume allerdings war der folgende: Ich träumte, dass Jon Lorber mich eingeladen hatte, das Haus zu betreten und sogar zum Abendessen zu bleiben. Das Zimmer, in das er mich dann führte, war jedoch kein Esszimmer, sondern ein langer leerer Saal, der mich mit seiner Neonbeleuchtung und dem kalten Steinboden an ein Laboratorium erinnerte. An den Wänden entlang standen Gitterkäfige, in denen kleine Tiere verzweifelt herumtobten und sich kratzend und schreiend zu befreien versuchten. Lorber wies mich mit einer stummen Handbewegung an, ich sollte mich ihm gegenüber an einen Tisch mit einer Marmorplatte setzen, der eine beunruhigende Ähnlichkeit mit einem Seziertisch hatte, jedoch zum Essen gedeckt war. Ach – was heißt gedeckt! Auf dem blau geäderten Marmor türmten

sich Sahnetorten, fette Würste, Speck, fettes Fleisch und Schokolade. In riesigen Schüsseln warteten Berge von Pudding, fettem Käse, Cremetörtchen, Spaghetti mit Sahnesoße, süßen, klebrigen Nougatpralinen und öltriefendem Schmalzgebäck auf jemand, der pervers genug war, all das glitschige, fette Zeug zu vertilgen. Angewidert starrte ich die Speisen an. Da schnellten plötzlich Klammern aus dem Sessel, die sich fest um meinen Leib schlossen. Ich schrie auf und versuchte, um mich zu schlagen. Umsonst – aus der Umklammerung war kein Entkommen mehr möglich. Wie die Tentakel eines Kraken wuchsen weitere Roboter-Arme aus der hohen Sesselrücklehne. Die Hände griffen nach den Speisen und wollten mich zwingen, zu essen. Ich wehrte mich mit aller Kraft, schrie um Hilfe, fluchte, spuckte und schnappte mit den Zähnen, aber die Arme behielten die Überhand. Wahllos wurde mir alles zugleich in den Mund gestopft, Sahnetorte, fettes Fleisch, weiche Schokolade, süßer Pudding, fetter, weicher Käse und klebrige Pralinen. Ich konnte mich nicht mehr bewegen, sah nur noch die klobigen Hände, die mir gnadenlos alles in ihrer Reichweite in den Mund füllten. Speisereste quollen aus dem Mund wieder heraus, die Hände stopften sie zurück. Es war ein grauenhaftes Gefühl, so zum Essen vergewaltigt zu werden. Ich brüllte vor Angst, vor Wut und Demütigung. Verzweifelt versuchte ich, auszuspucken, was mir aufgezwungen wurde. Ich spürte, wie die Unmengen von Speisen mich vergifteten. Das Gesicht von Fett und süßer Sahne verschmiert, warf ich aus halb verklebten Augen einen Blick auf Lorber, der mir gegenüber saß – und sah, wie er aß, den Kopf gesenkt, mit der stumpfen Unterwürfigkeit eines zum Gehorsam geprägten Kindes. Einen Löffel nach dem anderen von dem gallertigen Zeug schob er in den Mund, würgte vor Ekel, presste die Hand auf den Mund und zwang sich, den schlüpfrigen Fettbrei zu schlucken, und seine Augen waren von derselben trostlosen Qual erfüllt wie die Augen der tobenden Tiere in ihren Käfigen. Den Mund halbvoll mit einem giftgrünen Gelee, das ständig unter der Zunge hervorschlüpfte und ihm übers Kinn troff, blickte er mich an und flüsterte, wobei er sich ängstlich nach allen Seiten umsah, als würden wir von versteckten Kameras beobachtet: „Helfen Sie mir, um Gottes Barmherzigkeit willen, helfen Sie mir, sonst muss ich das alles hier ganz alleine aufessen!“

Angst und Verzweiflung überwältigten mich bei diesem Anblick – und dann schoss plötzlich die Wut wie eine rote Stichflamme in meinem Inneren hoch. Ich schlug um mich, presste die Kiefer zusammen, trat und strampelte –

und erwachte schwitzend und zitternd in meinem Bett.

So lebhaft war der Albtraum gewesen, dass ich den Geschmack all der glitschigen Schwarten und geilen Cremes noch im Mund spürte. Ich stand, immer noch halb schlafend, auf, tappte zum Waschtisch hinüber und putzte mir die Zähne so gründlich wie noch nie. Nicht einmal

die scharfe Frische des Pfefferminz-Mundwassers konnte den Ekel, den ich empfunden hatte, völlig vertreiben.

So sehr hatte mich der Traum aufgewühlt, dass ich nicht ins Bett zurückkehrte, sondern im Dunkeln zum Fenster schlich und zu dem Haus auf dem Hügel hinaufblickte. Mit einiger Überraschung sah ich, dass im Erdgeschoss noch Licht brannte, ein graues, flimmerndes Licht, das wohl von einem Fernsehapparat stammte. Jon Lorber ging entweder sehr spät schlafen oder stand sehr früh auf, denn auf meiner Armbanduhr war es drei viertel drei Uhr morgens, und rundum war kein zweites erleuchtetes Fenster zu sehen. Der verängstigte, hilfeflehende Blick, mit dem der Mann mich im Traum angesehen hatte, stand mir so klar vor Augen, als hätte ich nicht geträumt, sondern einen Film angesehen, in dem er die Hauptrolle spielte – einen Film in Breitwand und Dolby Stereo Sound!

Wie alle besseren Leute hatte ich meine Psychotherapie hinter mir und hatte gelernt, dass Träume niemals nur Schäume waren – aber das hatte ich eigentlich schon lange vor der Therapie gewusst. Ich achtete stets sehr sorgfältig darauf, was sich nachts in meinem Kopf abspielte, denn in diesen dunklen Stunden schickte das Souterrain meiner Seele seine Boten zu mir, und ich hörte aufmerksam darauf, was sie mir zu sagen hatten. Zumeist waren es interne Nachrichten, die mir auf diese Weise überbracht wurden, alle möglichen Aktennotizen und Rundschreiben, die nur für mich eine Bedeutung hatten, aber hin und wieder erreichte mich eine Meldung aus den höheren Etagen – und in diesem Fall war sie mit einem roten Telegramm-Aufkleber und den Anmerkungen EILT! DRINGLICH! versehen. Rational denkenden Leuten würde ich nie erklären können, warum ich in diesem Augenblick wusste, dass Jon Lorber in tödlicher Gefahr schwebte, einer Gefahr nicht nur für seinen Körper, sondern auch (und noch mehr) für seine Seele. Ich spürte das Unheil, das ihn bedrohte, als stünde ich am Strand und sähe eine schwarze Welle heranrauschen, immer höher und gewaltiger, immer schneller, bis sie den Mann unter sich begrub. Warum gerade ich beauftragt wurde, ihm zu helfen, wusste ich nicht. Ich war weder besonders fromm noch sonst wie besonders. Aber man wurde als Mensch in solchen Fällen ja meistens nicht gefragt. Man bekam sein Telegramm, und los ging es.

Das Beste, was ich im Augenblick tun konnte, war, mir noch eine Mütze voll Schlaf zu holen, um am Morgen frisch und fit zu sein, also kroch ich wieder ins Bett und bemühte mich, trotz des Aufruhrs in meinem Inneren einzuschlafen. Es gelang mir auch tatsächlich. Aber dann, als ich die schwarze Samtportieren, die in die spinnwebverhangenen Gemächer des Schlafs führen, schon in der Hand hielt, schreckte mich ein Gedanke auf.

Das blaugraue Licht im Haus hatte ich durch zwei Fenster im Erdgeschoss schimmern

gesehen, links von der Eingangstüre, und ich hatte angenommen, dass dort ein Fernseher stand, weil es das typische Flackern und Flimmern eines Fernsehers war. Aber das Zimmer links vom Eingang, erinnerte ich mich jetzt, war völlig unbenutzt – war leer bis auf einige mit weißen Laken verhangene Möbel! Ich hatte es ganz deutlich gesehen, als ich in der Rezeption mit Jon Lorber gesprochen hatte, denn die Türe war sperrangelweit offen gestanden. Entweder hatte er die höchst merkwürdige Gewohnheit, sich nachts mit einem Portable in ein leeres Zimmer zu setzen, oder das bleiche Licht entströmte einer anderen Quelle. Einer, über die ich um drei Uhr morgens, mutterseelenallein in einer ungemütlichen Kabine, nun wirklich nicht nachdenken wollte.

Als ich das nächste Mal die Augen aufschlug, war es zehn Uhr morgens, und statt des blassgrauen Lichtfleckens in der Nacht erstreckte sich ein sonnengoldenes Rechteck auf dem Boden des Zimmers. Die Sonne brannte auf die Holzwand und erfüllte den Raum mit dem Geruch von heißem Holz. Noch halb im Schlaf versunken, musste ich an die Kabinen des Freibades denken, in dem ich als Jugendliche schwimmen gegangen war. Dort hatte ich mich in muffigen alten Holzkabinen umgezogen, die genauso gerochen hatten. Holz. Feuchtigkeit. Desinfektionsmittel. Und noch ein anderer, ranziger Geruch, denn diese von einem bräunlichen Zwielficht erhellten Kabinen waren das Jagdgebiet der „Handtuchmänner“, die uns Mädchen verstoßen beim Umziehen beobachteten und sich unter dem vorgehaltenen Handtuch am Penis zupften.

Ich hatte in den Kleidern geschlafen, fühlte mich ungewaschen und zerknittert und sehnte mich nach einem Bad. Aber dieses Bad würde ich garantiert nicht im Motel Am Turloch nehmen, sondern in meinem eigenen Badezimmer!

Ich bürstete flüchtig mein langes Haar glatt, schlang mir den Citybag über die Schultern und trat ins Freie. Das Sonnenlicht traf mich wie eine Ohrfeige. Ich blinzelte und angelte in aller Eile nach der Sonnenbrille. Als ich zum Haus hinaufblickte, sah ich die Eingangstüre offenstehen und hörte laute Radiomusik. Demnach war Lorber zu Hause, und ich nahm mir vor, ihn in ein Gespräch zu verwickeln und ihn, wenn es möglich war, ein wenig auszuhorchen. Zuerst allerdings wollte ich frühstücken, denn ich gehöre zu den Leuten, die ohne einen halben Liter Kaffee frühmorgens nicht auf die Beine kommen, und nachdem ich nur wenig Schlaf gefunden hatte, brauchte ich eine doppelte Portion.

Ich musste nicht lange herumsuchen. Gleich unten an der Straßenecke entdeckte ich ein Selbstbedienungs-Restaurant, über dessen Eingangstüre eine blaue Neonschlange um Gäste warb. Ich schob die Türe auf und blickte hinein.

Ich war, muss ich vorausschicken, alles andere als ein Gourmet. Mich konnte man mit Spiegeleiern, Pommes frites und Wurstsemmeln zufriedenstellen, und ich war mir nicht zu gut, am Kiosk ein Würstchen vom Pappeller zu verzehren. Also ließ ich mich auch nicht davon abschrecken, dass das Restaurant nicht gerade in die Dreihaubenkategorie gehörte. Es sah sauber und freundlich aus, das war alles, was mich interessierte. Ich nahm an einem der blau gestrichenen Tische Platz, denen gelbe Plastik-Platzdeckchen einen fröhlichen Farbtupfer aufsetzten, und bestellte Kaffee mit Brötchen, Butter und Marmelade.

Erst war ich zu beschäftigt damit, meinen abgeschlafenen Organismus mit zwei großen Tassen Kaffee wieder in Schwung zu bringen, aber als ich mich munter genug fühlte, um die Butterbrötchen anzupacken, nahm ich meine Umgebung wieder wahr. Die Frühstückszeit war fast vorüber, für das Mittagessen war es noch zu früh, sodass nur wenige Gäste an den Tischen saßen. Ich sah mich um, und dann wünschte ich, ich hätte es nicht getan, denn an dem Tisch neben mir saß ein Mann, dessen Anblick mir den Appetit verschlug. Er war klein, plump und feist, mit einem Gesicht, das aussah, als wäre es aus rosa Plastilin geformt, und einem rosigen, vollkommen kahl rasierten Kopf. Hinter der dicken Brille erschienen seine blauen Augen riesenhaft, wie die Augen auf den Scherzbrillen, die die Kinder im Fasching aufsetzen. Er trug kurze Hosen und dazu ein grellbuntes Hawaiihemd, dessen Kragen tief in seinen wulstigen Nacken schnitt. Die Kellnerin brachte gerade sein Essen: Schlachtplatte mit Blut- und Leberwurst, Speckscheiben und Sauerkraut. Du meine Güte, dachte ich. Wie konnte jemand um halb elf Uhr morgens eine solche Kalorienbombe verdrücken?

Ich legte meine gebutterte Semmel, die mir eben noch so appetitlich erschienen war, beiseite. Der süßliche Duft, der mir vom Nebentisch her in die Nase stieg, hatte etwas Bedrohliches, ja geradezu Giftiges; er erinnerte mich an den Geruch von gärendem Müll auf einer sonnenbeschienenen Halde. Der Mann hockte breitbeinig da, den Oberkörper über den Teller gewölbt, die Arme aufgestützt, als müsste er sein Futter gegen hungrige Wölfe verteidigen. Seine Augen hinter der dicken Brille bewegten sich misstrauisch von einer Seite zur anderen. Dann hatte er sich wohl überzeugt, dass ihn niemand bedrohte, denn er ließ sich mit einem unterdrückten Gurren in den Stuhl zurückfallen und griff mit plumpen, rosafarbenen Händen nach Messer und Gabel.

Das Fleisch breitete sich wie Erbrochenes auf seinem Teller aus. Ein Eisbein mit weißer, gallertiger Schwarte. Das Sauerkraut, eine säuerliche, schimmelfarbene Masse. Wie konnte er das bloß essen?, dachte ich entsetzt. Sah er denn nicht, wie grauenhaft unappetitlich dieser Fraß war? Aber nein, der Mann merkte nichts. Er schnitt mit weit ausholenden Bewegungen die Blutwurst auf. Eine dicke Masse aus schwarzem, gestocktem Blut, untermischt mit

talgigen, weißen Fettklumpen quoll aus der Wursthaut. Warmer Blutgeruch mengte sich in den säuerlichen Geruch von Sauerkraut und den Dunst von billigem Fett. Der Dicke schaufelte das Zeug in seinen weit aufgesperrten Mund, grunzte, wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab, in dessen Winkeln schwarze Blutmasse klebte. Graugrüne Sauerkrautfäden hingen aus seinem Mundwinkel. Er schob sie mit dem Zeigefinger hinein, grunzte und stieß die Luft durch die Nase aus.

Plötzlich fiel mir der Albtraum wieder ein, der mich in der Nacht geplagt hatte. Ich spürte wieder den Druck im Magen, spürte den kneifenden Hosenbund, spürte das erstickende Völlegefühl, hatte Angst, mein Magen würde unter dieser Fraßfolter bersten. Ich meinte, die schmierigen, talgigen Fettbrocken, die mein Nachbar verschlang, zwischen Gaumen und Zunge zu spüren, und plötzlich hatte ich wieder den ranzigen Geruch in der Nase, den ich als Kind mit der bösen und bedrohlichen Nähe der Handtuchmänner verbunden hatte, als seien Völlerei und Wollust zu einer Super-Todsünde zusammengeronnen. Ich blickte die halb aufgeessene Buttersemmel auf meinem Teller an. Nichts hätte mich noch bewegen können, diese Semmel zu essen. Bei dem bloßen Gedanken daran, irgendetwas Fett in den Mund zu stecken, rebellierte mein Magen.

Als die Kellnerin an meinem Tisch vorbeikam, bestellte ich einen doppelten Korn. Es war mir gleichgültig, ob sie mich für eine Schnapsdrossel hielt. Ich brauchte so schnell wie möglich etwas, das meinen Magen niederhielt und meinen Mund reinigte. In zwei langen Schlucken leerte ich das Schnapsgläschen. Das Wasser rann mir aus den Augen, als ich die brennende Flüssigkeit schluckte, und ich musste niesen, aber ich fühlte mich besser. Ich stand auf und sah zu, dass ich ins Freie kam.

Die Erinnerung an den Albtraum hatte auch die Erinnerung an das Telegramm in mir wachgerufen, und da es bei solchen Aufträgen ganz nutzlos war, sich trödelnd herumzudrücken, kehrte ich mit raschen Schritten zu Lorbers Wohnhaus zurück.